

Goethe und die Deutschen

„So achtbar im Einzelnen, so miserabel im Ganzen“*

Sehr wenig wüsste ich, was nicht aktuell wäre von seinen Beobachtungen, seinen Anmerkungen zu Alltag, Geschichte, Wissenschaft, Natur, Politik, Kunst, Dichtung, Philosophie. Das leicht erkennbar Zeitgebundene ist schnell abgerechnet. Nichts hingegen von den dichterischen Ausbreitungen und Visionen, beginnend mit „Prometheus“ bis hin zum „Faust“, vom „Erlkönig“ bis zum „Vermächtnis altpersischen Glaubens“. Allenfalls einiges an formalen Lässigkeiten. Ihnen nachzugehen, unterließ er unter dem Druck einer ohne Beispiel pausenlosen, wiewohl von depressiven Phasen begleiteten Produktivität. Sie erregen mein Stirnrunzeln – jedoch mit Zurückhaltung, da mir bewusst ist, dass er in summa „zu groß“ war, was zu bedenken der kluge Freiherr vom Stein einige vorlaute Zeitgenossen gelegentlich ermahnte.

Das Gradlinige seiner zuverlässigen Ehrlichkeit: mit dem, was er je zu Papier brachte, sich selber oder den anderen niemals etwas vorzumachen, was nicht Teil seiner selbst war. Keinen Satz, keinen Vers, keine Zeile zu schreiben, hinter denen er nicht aus der Disposition seines momentanen Soseins heraus mit der ganzen Persönlichkeit stand. Zum Wegweiser in jeder Lage sowohl der

.....

* Der lebenslange Goethe-Leser und -Bewunderer Hans Bergel machte sich zu Johann Wolfgang von Goethes 250. Geburtstag kritische Gedanken über das Verhältnis des Jubilars zu den Deutschen, so wie bereits einige Jahre vorher in einem mehrfach nachgedruckten Essay über „Goethe und Kleist. Erscheinungen deutschen Selbstbegreifens“ („MUT“, August-Heft 1993, Asendorf u. a.). – „Goethe und die Deutschen“ erschien in Heft 4/1999 der Zeitschrift „Die Künstlergilde“, Esslingen.

Vernunft als auch des Gefühls die Kompassnadel der Humanitas – in ihnen hatte das Genie seines Aussagezwanges und der enormen Fächerung seines Ausdrucksvermögens jene Partner, die mich im Angesicht des riesigen Werks fassungslos machen. „Im vollsten Umfange des sich darbietenden Materials“ begann es sich der Welt erst 1887 zu erschließen, wie Hermann Grimm dem ersten Band der einhundertdreiundvierzig Bände der Großherzogin-Sophie-von-Sachsen-Ausgabe vorausschickte. Seiner „Aufmerksamkeit entging nichts“, hielt der Schweizer Historiker – Autor einer sechsbändigen „Weltgeschichte der neuesten Zeit“ – Jean Rodolphe von Salis in den „Notizen eines Müßiggängers“ (1983) fest. Eine Lebensleistung dieser Dimension kommt allein durch schöpferische Kraft nicht zustande. Es ist dazu ein außerordentliches Maß an Selbstdisziplin erforderlich.

Zu den nicht gemeisterten Irritationen seines Lebens gehörte eindrucksvoll eine viel diskutierte und interpretierte Begegnung mit



Goethe zu Pferde. Getuschte Silhouette (um 1810).

einem anderen Dichter: als ihm der achtundzwanzig Jahre jüngere, im anderen Frankfurt geborene Bernd Heinrich von Kleist den Gegenentwurf seiner Daseinsanlage präsentierte. Dass dies zu einer Zeit geschah, als er, Goethe, die im lateinischen Süden zivilisierte eigene Neigung zu nordischer Zügellosigkeit, zu Wildheit und Extremismus endgültig

unter Kontrolle zu haben meinte, ließ ihn sich vergessen. Empfund er die Gefährdung seines persönlichen Lebenskonzeptes als die der innerlich gefährdeten Deutschen insgesamt? Seine Beurteilungen

etwa des „Michael Kohlhaas“, die mit lückenloser Formlogik durchgeführte Erzählung beweise des Autors „gründliche Hypochondrie“, der „Penthesilea“, das die Psychologie des 20. Jahrhunderts vorwegnehmende Bühnenstück „grenze“ ans „Hochkomische“, ebenso des „Zerbrochenen Krugs“ – längst als das beste deutsche Lustspiel erkannt – entbehre der „durchgeführten Handlung“ etc. – Fehleinschätzungen dieser Art eines Menschen mit seinem Kunstverstand erklären sich allein mit der tiefwurzelnden Ablehnung des genialen anderen, des antipodischen: des antagoethischen Lebensentwurfs.

Es ändert nichts an meiner lebenslangen Bewunderung für ihn, den ich für die umfassendste Intelligenz halte, die das Volk der Deutschen hervorbrachte. Es rückt ihn mir, im Gegenteil, auf eine schmerzhaft eindrückliche Weise näher, da ich unter den deutschen Dichtern nur noch dem Preußen von Kleist das durch Günter Blöcker avisierte „Absolute“ des künstlerischen Zugriffs attestiere. Den heutigen Deutschen – als Gesellschaft gebeutelt von Selbstverständnis- und Wertekrisen nicht nur infolge verschuldeter historischer Ungeheuerlichkeit, sondern auch dank der ihnen eignenden Neigung zur Beeinflussbarkeit –, den heutigen Deutschen vermöchte, wenn einer, dann dieser ihrer Dichter Leitideen und Richtungszeichen geistiger Stabilität zu geben. Dass sie es nicht wahrnehmen, ist ein Merkmal ihrer inneren Krisen. „Wir haben Goethe, und wir suchen Neuanfänge!“ rief Hugo von Hofmannsthal verzweifelt aus. Das weist über die Person hinaus in Grundsätzliches.

Überhaupt: Goethe und die Deutschen! „Das Schicksal wird sie schlagen, weil sie sich selber verraten und nicht sein wollen, was sie sind. Daß sie den Reiz der Wahrheit nicht kennen, ist zu beklagen, daß ihnen Dunst und Rauch und berserkerisches Unmaß so teuer sind, ist widerwärtig. Daß sie sich jedem verrückten Schurken gläubig hingeben, der ihr Niedrigstes aufruft, sie in ihren Lastern bestärkt und sie lehrt, Nationalität als Isolierung und Rohheit zu begreifen, ist miserabel.“ Die Sätze hatte Thomas Mann in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts im Roman „Lotte in

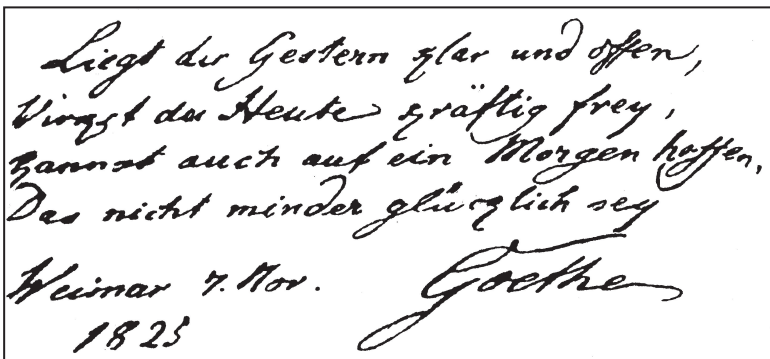
Weimar“ Goethe in den Mund gelegt, durchaus im Geist goetheschen Zorns auf seine Landsleute niedergeschrieben – und noch nicht im Rückblick auf die zwölf gemeinsten deutschen Jahre, schon gar nicht im Vorausblick auf den deutschen Kulturzustand am Ende des Jahrhunderts: den einer „US-amerikanischen Kolonie zweiten Ranges“, wie Gregor von Rezzori über die allenthalben verachtete dilettantische deutsche US-Nachäfferei notieren sollte. Gehört hierher nicht auch des nordamerikanischen Germanisten und Slawisten Keith Bullivants Notiz: „Für diejenigen Deutschen, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, ist die Kulturgeschichte Deutschlands vor 1933 die eines entschwundenen, ihnen völlig unbekanntes Landes“? Und nicht ebenso die bittere Anmerkung der Gräfin Marion von Dönhoff 1983, dass „Heimat, Freiheit und Ehre“, wie z. B. „die polnische Jugend“ die Frage nach ihren Wünschen beantwortet habe, „unbekannte Worte für die heutige deutsche Jugend“ seien, denn „Heimat kennt sie nicht, Freiheit auch nicht – weil sie sie hat –, und Ehre ist unbekannt“? Dass Sir Hartley Shawcross, britischer Hauptankläger bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen 1945 bis 1949, die Sätze Thomas Manns den Paranoikern Göring, Rosenberg, Ribbentrop und Konsorten im Glauben um die Ohren schlug, Goethe zu zitieren, war ein Versehen untergeordneter Natur. Rund 130 Jahre davor, 1814, hatte sich Goethe mit der vernichtenden Aussage an Johann Friedrich Riemer, den Erzieher der Brüder Humboldt und Hauslehrer des eigenen Sohnes, August, gewandt: „Die Deutschen sind wiederkäuende Tiere“, er hatte dabei deren Fremdanbeterei vor Augen, die er häufig als Anbequemung an „fremde Eigentümlichkeit“ verurteilte. Dabei verkannte er andererseits nicht, dass „Deutschland [...] durch eine bewundernswerte Volkskultur groß“ sei. Doch dann packte ihn wieder der Zorn über ihre „Nachahmerei“, und er schrieb 1808 an Wilhelm von Humboldt, „der beste Rat [...] ist, die Deutschen in alle Welt zu zerstreuen“. Zwanzig Jahre später entrang sich ihm im Gespräch mit Eckermann der Seufzer: „Könnte man den Deutschen

[...] weniger [...] Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden.“ Und an die deutsche Durchschnittsintellektualität gewandt, schreibt er an den Maurermeister und Musiker Zelter: Sie „glauben nur dann Geist zu haben, wenn sie paradox [...] sind“ (1828).

Die größten Dichter der Deutschen waren immer zugleich auch ihre unbeeinflussbaren Kritiker und ihre am wenigsten zu blenden- den Analytiker. Von Lessing bis Hölderlin und Heine, von Luther bis Nietzsche. Und der erste unter ihnen ist immer noch Johann Wolfgang von Goethe. „Es ist in diesem Volke ein eigenes Gemisch von Originalität und Nachahmerei“, schrieb er 1801. Und: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk“, äußerte er sich 1813, „das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist.“ Wiewohl vor völlig anderem politischem Hintergrund notiert: nahm er nicht auch damit eine Erkenntnis vorweg, die im 20. Jahrhundert zur gespenstischen Tatsache der Historie wurde und manchem als ein letztes Podest für den Umgang mit den Deutschen übrigblieb? Bei der Nennung ihres Namens – musste Martin Walser als späte Bestätigung Goethes Diktum in unseren Tagen präzisieren – „zuckt die Welt zusammen“. Doch war er nicht selbst Walsers schneidender Formulierung zu- vorgekommen, als er, ebenfalls 1813, festhielt: „Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Ge- fühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche“? Vierzehn Jahre später, 1827, gab er dem fünfunddreißigjährigen Johann Peter Eckermann zu bedenken: „Wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreis unserer eigenen Umgebung hinausblicken, kommen wir leicht in pedantischen Dünkel.“ Ein kaum erträglich vieldeutiger Satz! Wenig über hundert Jahre später paraphrasierte ihn Robert von Musil schauernd: „Absolute Ordnung führt zum Totschlag.“ Was sie dann auch tat, als die Deutschen daran gingen, frei erfundene Rassenbegriffe mit pedantischem Spießordenungs- und -bewertungsdünkel zu kategorisieren, wonach es gottgleich

überlegene Herren- und ohne Wimperzucken den KZ-Henkern zu überantwortende Untermenschen gibt, und sie sich zum Entsetzen der Welt anschickten, mit Massenmord und Totschlag „Ordnung“ in die Schöpfung, in die menschliche Biologie zu bringen. Dass nicht wenige unter ihnen immer noch bereit sind, minimalisierend abzuwinken – hat es mit Georg Lembergs „sie sind Unwillens, sich selber von außen zu betrachten“ oder mit jener „Unfähigkeit zur Wahrheit“ zu tun, von der auch Friedrich Nietzsche ungehalten sprach? „Wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennenlernen will“, hatte Goethe aber schon 1814 in einem Brief geschrieben, „muss man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen.“ Derlei ließe sich hier noch einiges anführen.

Natürlich war „die Deutschen“ als unstatthaft vereinnahmende Vokabel Goethe ebenso bewusst, wie sie es uns ist, doch werden mit ihr, mutatis mutandis, seit jeher im Blick auf sämtliche Nationen nicht immer auch jene bedacht, die weder im Guten noch im Bösen den Ausschlag geben?

A handwritten autograph by Johann Wolfgang von Goethe, written in cursive script. The text is enclosed in a rectangular border. The main text consists of four lines: "Liegt der Gestern klar und offen,", "Wirgt der Heute kräftig frey,", "Bannst auch auf ein Morgen hoffen,", "Des nicht minder glücklich sey". Below this, the date and location are written: "Weimar 7. Nov." and "1825". The signature "Goethe" is written in a large, flowing cursive script to the right of the date.

Autograph Goethes vom 7. November 1825.

Dennoch besteht kein Anlass, die Nüchternheit goethescher Befindungen über die Deutschen als „Destruktionslust eines zunehmend Frustrierten“ zu relativieren. Destruktion als das Wesen der Kritik zu begreifen, blieb unseren Epochen vorbehalten, worüber aus